

Suhrkamp Verlag

Leseprobe



Vetter, Barbara / Schmid, Stephan
Dispositionen

Texte aus der zeitgenössischen Debatte
Herausgegeben von Barbara Vetter und Stephan Schmid

© Suhrkamp Verlag
suhrkamp taschenbuch wissenschaft 2092
978-3-518-29692-9

suhrkamp taschenbuch
wissenschaft 2092

Dispositionen sind uns aus dem Alltag wie auch aus wissenschaftlichen Erklärungen bestens vertraut. Wir wissen, dass Gläser zerbrechlich, Zuckerwürfel wasserlöslich und gewisse Menschen jähzornig sind. In der Philosophie werden Dispositionen zur Analyse verschiedenster Gegenstände herangezogen: Farben, Naturgesetze, Willensfreiheit oder Regelfolgen. Doch so vertraut und wichtig Dispositionen sind, so schwierig ist der Versuch, sie selbst zu erklären, u. a. deshalb, weil sie sich scheinbar nicht auf Beobachtbares reduzieren lassen. Seit einigen Jahren stehen sie daher im Fokus lebhafter Debatten in der Wissenschaftstheorie und der analytischen Metaphysik. Dieser Band versammelt die wichtigsten neueren Beiträge zur Metaphysik von Dispositionen, darunter solche von David Armstrong, David Lewis und Sydney Shoemaker.

Barbara Vetter ist Juniorprofessorin für Theoretische Philosophie an der Humboldt-Universität zu Berlin.

Stephan Schmid ist Wissenschaftlicher Mitarbeiter am Lehrstuhl für Theoretische Philosophie an der Humboldt-Universität zu Berlin.

Dispositionen

*Texte aus der
zeitgenössischen Debatte*

Herausgegeben
von Barbara Vetter und
Stephan Schmid

Suhrkamp

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie;
detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über
<http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

suhrkamp taschenbuch wissenschaft 2092

Erste Auflage 2014

© dieser Ausgabe Suhrkamp Verlag Berlin 2014

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung,
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Für Inhalte von Webseiten Dritter,
auf die in diesem Werk verwiesen wird, ist stets der jeweilige Anbieter
oder Betreiber verantwortlich, wir übernehmen dafür keine Gewähr.

Rechtswidrige Inhalte waren zum Zeitpunkt
der Drucklegung nicht erkennbar.

Umschlag nach Entwürfen

von Willy Fleckhaus und Rolf Staudt

Druck: Druckhaus Nomos, Sinzheim

Printed in Germany

ISBN 978-3-518-29692-9

Inhalt

Einleitung	7
I. Dispositionale und kategorische Eigenschaften	
1. <i>David M. Armstrong</i> Dispositionen als kategorische Zustände: Ein Versuch, die Debatte darzustellen	61
2. <i>Elizabeth W. Prior, Robert Pargetter und Frank Jackson</i> Drei Thesen über Dispositionen	66
3. <i>Sydney Shoemaker</i> Kausalität und Eigenschaften	80
II. Dispositionen und Konditionale	
4. <i>C. B. Martin</i> Dispositionen und Konditionale	119
5. <i>David Lewis</i> Finkische Dispositionen	129
6. <i>Jennifer McKittrick</i> Ein Plädoyer für extrinsische Dispositionen	152
7. <i>David Manley und Ryan Wasserman</i> Über die Verbindung von Dispositionen und Konditionalen	186
III. Dispositionen: philosophische Anwendungen	
8. <i>Mark Johnston</i> Wie über Farben sprechen?	225

9. <i>Alexander Bird</i>	
Die dispositionalistische Auffassung von Gesetzen	256
10. <i>Kadri Vihvelin</i>	
Freier Wille entmystifiziert: Eine dispositionale Theorie	276
11. <i>C. B. Martin und John Heil</i>	
Regeln und Vermögen	312
Textnachweise	349
Literaturverzeichnis	351
Namenregister	361
Sachregister	364

Einleitung

1. Einführung

Dispositionen sind Eigenschaften, die sich (unter bestimmten Bedingungen) manifestieren können. Sie sind uns aus dem Alltag bestens vertraut: Glasgeschirr muss man für den Umzug gut verpacken, da es zerbrechlich ist; beim Tanken sollte man nicht rauchen, weil Benzin leicht entzündlich ist; das Betreten von Eisflächen ist gefährlich, weil das Eis rutschig ist und wir verwundbar sind; alle Menschen sind sterblich, aber nicht alle sind ängstlich, denn einige sind mutig. Zerbrechlichkeit, Entzündlichkeit, Gefährlichkeit, Rutschigkeit, Verwundbarkeit, Sterblichkeit, Ängstlichkeit und Mut sind typische Dispositionen. Sie alle manifestieren sich unter geeigneten Umständen dadurch, dass Dinge etwas tun oder ihnen etwas zustößt: Die Zerbrechlichkeit eines Glases etwa manifestiert sich darin, dass das Glas zerbricht. Die Dispositionen zu diesen Verhaltensweisen liegen jedoch bereits in den Dingen, bevor sie sich manifestieren: Auch das unzerbrochene Glas ist schon zerbrechlich. Gerade deshalb wissen wir ja, dass wir es gut verpacken müssen.

Doch was zunächst so alltäglich und vertraut daherkommt, erweist sich bei näherer philosophischer Betrachtung als höchst problematisch: Um was für Eigenschaften handelt es sich bei Dispositionen genau? Kommt einem Glas seine Zerbrechlichkeit genauso zu, wie ihm seine Gestalt zukommt? Und woher wissen wir, dass ein Glas zerbrechlich ist? Wieso können wir von einem Glas auch dann behaupten, es sei zerbrechlich, wenn es nie zerbricht?

Solche und viele verwandte Fragen über Dispositionen beschäftigen die Philosophie seit Aristoteles. Unter verschiedenen Namen – als Potenzialitäten, Kräfte oder Vermögen – standen Dispositionen immer wieder im Mittelpunkt des philosophischen Interesses. Dabei können sie zwei ganz verschiedene Rollen spielen. Dispositionen können einerseits in der Rolle des *Explanans*, das heißt als Erklärer, auftreten. Das ist der Fall, wenn andere Phänomene durch Dispositionen erklärt werden. Andererseits können Dispositionen ihrerseits als erklärungsbedürftig und damit als *Explanandum*, als zu erklärendes Phänomen, betrachtet werden. Dann gilt

es, im Rückgriff auf andere, möglichst besser verstandene Begriffe und Phänomene zu erklären, dass und warum Dinge bestimmte Dispositionen haben. Die Rolle als Explanans nehmen Dispositionen vor allem in der aristotelischen Tradition und damit auch im Mittelalter ein. Seit der frühen Neuzeit hat sich diese Rolle zumindest teilweise ins Gegenteil verkehrt: Dispositionen gelten selbst als problematisch und schwer verständlich, so dass sie Gegenstand einer Erklärung sein müssen.

Das schließt nicht aus, dass Dispositionen selbst wieder zur Erklärung weiterer Phänomene verwendet werden. So finden wir den Verweis auf Dispositionen auch in der neueren Philosophie allerorten. In der Philosophie des Geistes und der Erkenntnistheorie sind mentale Eigenschaften wie Überzeugungen oder Wünsche oft als dispositionale Eigenschaften bezeichnet worden,¹ und einige Metaethiker vertreten eine »dispositionale Theorie« von Werten.² In diesem Band werden wir Versuche vorstellen, so unterschiedliche Probleme wie das der Willensfreiheit, die Frage nach dem Wesen von Naturgesetzen, den Status von Farben und das kripkesche Problem des Regelfolgens durch den Verweis auf Dispositionen zu lösen. Für viele – aber keinesfalls für alle – zeitgenössischen Philosophen spielen Dispositionen als Erklärer dabei nur eine vermittelnde Rolle; der eigentliche Erklärer ist das, was seinerseits eine Erklärung für die Dispositionen liefert. Dass Dispositionen in der Erklärung so vieler Phänomene mindestens die Rolle eines Vermittlers einnehmen, ist dennoch ein Grund für das anhaltende Interesse an ihnen.

Seit einigen Jahren ist zudem die Frage, ob Dispositionen *letztlich* Erklärer oder zu erklärendes Phänomen sind, wieder neu ins Zentrum gerückt und zum Kristallisationspunkt einer Debatte ge-

1 Diese Auffassung vertreten vor allem Behavioristen wie Ryle (*Der Begriff des Geistes*, Stuttgart 1969). Überzeugungen werden aber weiterhin oft als Dispositionen verstanden; siehe zum Beispiel David M. Armstrong, *Belief, Truth and Knowledge*, Cambridge 1973. Ein dispositionales Verständnis des Bewusstseins vertritt Peter Carruthers, *Language, Thought and Consciousness*, Cambridge 1996, sowie ders., *Consciousness. Essays from a Higher-Order Perspective*, Oxford 2005.

2 Siehe David Lewis »Dispositional Theories of Value«, in: *Proceedings of the Aristotelian Society*, Supplementband 63 (1989), S. 113-37; Mark Johnston, »Dispositional Theories of Value«, in: ebd., S. 139-174; Michael Smith, *The Moral Problem*, Oxford 1994.

worden, in der es um die grundlegende Frage geht, was Ausgangspunkt unserer Metaphysik sein kann und soll.

In dieser Einleitung wollen wir in die zeitgenössische Debatte um Dispositionen einführen, indem wir zunächst ihre Hintergründe darstellen (Abschnitte 2-3) und dann in die in den hier abgedruckten Texten verhandelten Fragen einführen (Abschnitte 4-6). Dafür geben wir zunächst einen Abriss des historischen Hintergrunds dieser Debatte (Abschnitt 2). Anschließend skizzieren wir den zeitgenössisch-systematischen Hintergrund der hier verhandelten Fragen: die Debatte zwischen der so genannten humeschen und der antihumeschen Metaphysik (Abschnitt 3). Abschnitt 4 bespricht das Verhältnis zwischen kategorischen und dispositionalen Eigenschaften (das im Zentrum der in Teil I der hier versammelten Texte steht), Abschnitt 5 geht auf Versuche der Analyse von Dispositionszuschreibungen ein (die Gegenstand von Teil II unserer Sammlung sind), während Abschnitt 6 einige (in Teil III dieses Bandes verhandelte) Anwendungen von Dispositionen vorstellt. Abschnitt 7 schließlich macht einige Anmerkungen zu den hier versammelten Texten.

2. Historischer Abriss von der Antike bis zum logischen Empirismus

Bedenkt man, wie tief die Rede über Dispositionen in unserer Alltagswelt verankert ist und wie sehr unser Zurechtkommen in dieser Welt von unserer Kenntnis der Dispositionen ihrer Gegenstände und Personen abhängt, erstaunt es kaum, dass Dispositionen schon früh auf wissenschaftliches Interesse stießen. Frühere Autoren bedienten sich dabei aber eines Begriffs (*dynamis* im Griechischen und *potentia* im Lateinischen), der breiter ist als der heute weitverbreitete Dispositionsbegriff und der sich daher besser als »Vermögen« übersetzen lässt. Wie *dynamis* und *potentia* verwenden wir »Vermögen« als Oberbegriff für Tendenzen, Neigungen und Fähigkeiten von Dingen, Lebewesen und Personen gleichermaßen. Der in der heutigen Debatte gängige Begriff der Disposition, der paradigmatischerweise Eigenschaften lebloser Dinge bezeichnet, unter bestimmten Reizen bestimmte Reaktionen zu zeigen, geht auf die logischen Positivisten zurück.

Bis dahin ist die Geschichte von Dispositionen in erster Linie eine Geschichte von Vermögen.³

Philosophen und Mediziner entdeckten die Fruchtbarkeit der Rede von Vermögen für ihre Theoriebildung bereits im späten fünften und frühen vierten Jahrhundert v. Chr.⁴ Die auf Hippokrates zurückgehende Medizintradition schrieb den verschiedenen körperlichen Bestandteilen wie auch Medikamenten und Behandlungsmethoden Vermögen zu, um deren Wirksamkeit und Funktionsweise zu erklären,⁵ und Platon hielt materielle und veränderliche Dinge für maßgeblich durch Vermögen charakterisiert.⁶

Die philosophiegeschichtlich ausführlichste und einflussreichste Analyse und Anwendung von Vermögen findet sich allerdings bei Aristoteles. Es gibt kaum ein philosophisches Gebiet, in dem Vermögen für ihn keine Rolle spielen. Eine zentrale Anwendung fanden Vermögen in seiner Naturphilosophie, nach der Veränderungen nichts als Aktualisierungen oder Manifestationen von Vermögen sind.⁷ Für Aristoteles gehören somit auf den ersten Blick so verschiedene Dinge wie das Erwärmen von Wasser oder das Wachsen eines Baumes zur metaphysisch gleichen Art: Beides sind Fälle von Veränderungen oder Aktualisierungen von Vermögen (des Wassers, warm zu werden, bzw. eines Samens, sich zu einem Baum zu entwickeln). Anders als die meisten heutigen Autoren ging Aris-

3 Dies ist natürlich nicht der Ort, um eine umfassende Geschichte der Debatte um Dispositionen oder Vermögen zu erzählen (die überdies erst noch geschrieben werden muss). Für einen ausführlicheren Überblick über die Geschichte der Vermögensdebatte siehe Bruno Gnessounou u. Max Kistler, »Introduction«, in: dies. (Hg.), *Dispositions and Causal Powers*, Aldershot 2007, S. 1-40.

4 Vgl. Heinrich von Staden, »Dynamis: the Hippocratics and Plato«, in: K. J. Boudouris (Hg.), *Philosophy and Medicine*, Bd. 2, Athen 1998, S. 262-279, S. 263. Daneben etablierte sich die Rede von *dynamis* auch in der Mathematik, die sich in der »Potenzrechnung« trotz ihrer nichtdispositionalen Bedeutung bis heute gehalten hat. Dass Potenzen in der Mathematik keine eigentlichen Vermögen im dispositionalen Sinne sind, hat bereits Aristoteles klargestellt und diese Bedeutung in seiner berühmten Diskussion von Vermögen in *Metaphysik* IX bewusst ausgeklammert (vgl. *Met.* IX, 1046a4-9, siehe auch *Met.* V, 1020a33-34, wo Aristoteles die Rede von Potenzen in der Geometrie für metaphorisch erklärt).

5 Siehe dazu von Staden, »Dynamis: the Hippocratics and Plato«, S. 264-267.

6 Siehe etwa Platon, *Der Sophist*, 248b2-6 und 248c sowie *Der Staat* V, 477d. Für weitere Stellen und eine Diskussion siehe von Staden 1998, S. 267-272.

7 Siehe prominent *Physik*, III.1, 200b25-201b15.

toteles jedoch davon aus, dass Vermögen und ihre Aktualisierungen in einem teleologischen oder zweckmäßigen Verhältnis stehen, und verteidigte auf dieser Grundlage eine umfassenden Naturteleologie, der zufolge es für natürliche Dinge gut ist, ihre Vermögen zu verwirklichen, und sie deshalb nach der Verwirklichung dieser Vermögen streben.⁸ Darüber hinaus setzte er den Vermögensbegriff auch in seinen Überlegungen zu den meisten anderen Disziplinen der Philosophie ein, etwa in der Metaphysik, der Philosophie des Geistes, der Erkenntnistheorie, der Ethik und sogar in der Philosophie der Mathematik.

Angesichts ihrer Prominenz in der aristotelischen Philosophie verwundert es kaum, dass Vermögen auch fester Bestandteil der Philosophie des Mittelalters blieben. Im lateinischen Mittelalter erlebten Vermögen im 13. Jahrhundert eine philosophische Renaissance, als neben Aristoteles' logischen Schriften auch seine *Physik*, *Metaphysik* und *Nikomachische Ethik* auf Lateinisch verfügbar und Albertus Magnus' und Thomas von Aquins Projekt der Verbindung des Christentums mit dem Aristotelismus diskussionsbestimmend wurden. Im Rahmen der Auslegung und Ausweitung von Aristoteles' Philosophie im Lichte christlicher Hintergrundannahmen bemühten sich hochscholastische Autoren überdies um eine Klärung der aristotelischen Grundbegriffe, die sie nicht selten weit über den aristotelischen Text und manchmal auch über die aristotelische Ursprungsposition hinausführte. Eine besonders zentrale und folgenreiche Frage dieser spätmittelalterlichen Debatten war dabei jene nach dem Verhältnis der Essenzen von Dingen zu ihren Vermögen. Diese Frage stellte sich mittelalterlichen Philosophen vor allem deshalb, weil für Aristoteles gewisse Dinge (allen voran Lebewesen) essenziell mit bestimmten Vermögen ausgestattet sind. So sind etwa Menschen essenziell wahrnehmungs- und denkfähige Wesen, und scholastische Autoren fragten sich, in welchem Verhältnis ihre Essenz, das heißt ihre verkörperte Seele, zu ihren zahlreichen Vermögen steht.⁹

8 Die These des teleologischen Verhältnisses zwischen Vermögen und ihren Manifestationen ist sowohl in Aristoteles' Analyse von Vermögen in *Metaphysik* IX als auch in seiner Bestimmung des höchsten Gutes in der *Nikomachischen Ethik* I,7, 1097b23-1098a16c, präsent.

9 Für einen konzisen Überblick über die mittelalterlichen Debatten über Seelenvermögen oder Fakultäten siehe Dominik Perler, »Medieval Debates on Fac-

Eine besonders radikale Position bezüglich der Frage nach dem Verhältnis zwischen den Essenzen und den Vermögen von Dingen, die in der Spätscholastik immer mehr Anhänger fand, bestand in der Reifizierung von Vermögen, das heißt in der Annahme, dass Vermögen eine besondere Art von Entitäten sind, die von den Dingen und ihren Essenzen ontologisch unabhängig sind. Im Jargon der Scholastiker heißt das: (Viele) Vermögen wurden als *reale Qualitäten* angesehen, das heißt als Eigenschaften, die zumindest im metaphysischen Ausnahmefall für sich existieren können, ohne einer Substanz innezuwohnen.¹⁰ Ein wichtiger Grund für diese Annahme war theologischer Natur. So bot die reifizierte Konzeption von Vermögen eine einfache Lösung für die christliche Abendmahlslehre, der zufolge sich Brot und Wein beim Abendmahl in den Leib und das Blut Christi verwandeln – ohne dass es zu einem wahrnehmbaren Unterschied kommt. Wenn man Vermögen als reale Qualitäten versteht, lässt sich diese sinnlich nicht wahrnehmbare Verwandlung leicht dadurch erklären, dass man sagt, dass im Abendmahl nur die Substanz des Brotes und des Weines zerstört wird, während ihre Vermögen von Gott erhalten werden.¹¹ Allerdings führte dieses Vermögensverständnis zu der misslichen Konsequenz, dass Vermögen selbst als kausal wirksame Entitäten angesehen werden mussten, während Aristoteles noch ganz deutlich sagte, dass es nicht die Vermögen der Dinge sind, die kausal wirksam sind, sondern die Dinge selbst aufgrund ihrer Vermögen.¹²

Im Zuge der Erfolge der im späten 16. Jahrhundert aufkommenden mechanistischen Naturwissenschaft, die eindrucksvoll

ulties«, in: ders (Hg.), *Oxford Philosophical Concepts: Faculties*, Oxford, New York u. a. (im Erscheinen).

10 Ein besonders einflussreicher Verteidiger der Lehre realer Qualitäten war Wilhelm von Ockham, *Summa logicae*, I.55, (in G. Etzkorn u. a. (Hg.), *Opera Philosophica*, Bd. I, St. Bonaventure 1974, S.179-182) und *Quodlibeta Septem* 7.2 (J. Wey u. a. (Hg.), *Opera Theologica*, Bd. IX, St. Bonaventure 1980, S. 706-708). Einen guten Überblick über die Entstehung dieser Lehre gibt Robert Pasnau, *Metaphysical themes*, Oxford, New York u. a. 2011, S.185-199.

11 So stellte etwa Suárez in seinen *Disputationes Metaphysicae* 18.7.25, Charles Breton (Hg.), Hildesheim: Olms 1965, Band 25, 638a, fest, dass das Brot nach dem Abendmahl die gleichen Wirkungen hat wie vorher, und schloss daraus auf die kausale Wirksamkeit von Eigenschaften.

12 So etwa in *De Anima* I.4, 408b13-14, wo Aristoteles sagt, dass es nicht die Seele des Menschen ist, die denkt, sondern der Mensch durch die Seele.

demonstrierte, wie sich physikalische Phänomene mit Hilfe mathematischer und geometrischer Überlegungen erklären ließen, kam die aristotelische Weltsicht mit ihren ontologisch kostspieligen Annahmen verschiedener Substanzen mit je eigenen Vermögen zunehmend unter Druck. Im Gegensatz zu ihren aristotelischen Vorgängern gingen frühneuzeitliche Mechanisten davon aus, dass die materielle Welt schlicht aus einer Ansammlung kleiner Körper – so genannter Korpuskeln – besteht, die vollständig durch geometrische und kinematische Eigenschaften (wie Ausdehnung, Gestalt und Bewegung) charakterisiert sind. Überdies waren sie der Ansicht, dass sich alle natürlichen Phänomene mit Bezug auf solche Korpuskeln erklären lassen. Während Aristoteliker zum Beispiel die Erwärmung des Wassers durch Feuer dadurch erklärten, dass sie sagten, Feuer würde aufgrund seines aktiven Vermögens zur Erhitzung im Wasser das passive Vermögen des Erhitztwerdens aktualisieren, wiesen frühneuzeitliche Autoren solche Erklärungen als uninformativ und überflüssig zurück. Ihrer Ansicht nach rührt die Erhitzung von Wasser durch Feuer schlicht daher, dass die feinen und sich schnell bewegenden Korpuskeln des Feuers die Korpuskeln des Wassers in Übereinstimmung mit den allgemeinen Naturgesetzen in Bewegung versetzen. Für die Erklärung und Beschreibung natürlicher Prozesse müssen daher keine eigenständigen Vermögen angenommen werden – geschweige denn Vermögen im Sinne realer Qualitäten, die als kleine Akteure selbst kausale Arbeit leisten. Vor dem Hintergrund der neuen Erklärungsmöglichkeiten der mechanistischen Physik ist es somit kaum verwunderlich, dass die Kritik an aristotelischen Vermögen schnell Teil des philosophischen Standardrepertoires des 17. Jahrhunderts wurde. Sie wurde bald so populär, dass sie sogar ihren Weg in die Dichtung fand. So machte sich Molière über die Aristoteliker lustig, indem er in seiner Komödie *Der eingebildete Kranke* einen Magistranden unter dem Beifall seiner Prüfer ausführen ließ, dass Opium deshalb einschläfernd wirke, weil es über eine einschläfernde Kraft (*virtus dormitiva*) verfüge.¹³ Dieses Beispiel macht auf humoristische Weise besonders deutlich, warum frühneuzeitliche Autoren die Annahme aristotelischer Vermögen für explanatorisch wertlos hielten: Ihrer Ansicht

13 Molière, *Der eingebildete Kranke*, Mainz: Lehrmittel-Verlag 1947, Drittes Zwischenspiel, S. 93 f.

nach galt es, Prozesse durch eine genaue Analyse ihrer zugrunde liegenden korpuskularen Mechanismen zu erklären und nicht durch die Postulierung zusätzlicher obskurer Kräfte und Vermögen. Trotz dieser geteilten Zuversicht, dass Körper vollständig durch geometrische und kinematische Eigenschaften charakterisiert sind, waren sich frühneuzeitliche Autoren nicht einig darüber, wie genau sich die Vermögen von Körpern aus deren geometrischen und kinematischen Eigenschaften ergeben. So meinte etwa René Descartes – und in seiner Nachfolge Robert Boyle –, dass die Vermögen der Dinge in deren mikrokorpuskularen Struktur und den Naturgesetzen begründet seien. Leider war aber alles andere als klar, wie genau sich Naturgesetze mit den korpuskularen Eigenschaften der Dinge verbinden müssen, so dass sich daraus deren Vermögen ergeben, was in der Folge zu einer regen Debatte führte.

Erste Nachfolger von Descartes wählten für dieses Problem eine heutzutage ziemlich verblüffende Lösung, indem sie – wie etwa Louis de la Forge und Nicolas Malebranche – für eine *occasionalistische Erklärung* dispositionaler Eigenschaften (von materiellen Dingen) plädierten.¹⁴ Dieser Erklärung zufolge verbinden sich die Naturgesetze dadurch mit den korpuskularen Strukturen der Dinge zu Vermögen, dass Gott in Übereinstimmung mit den von ihm erlassenen Naturgesetzen bestimmte Wirkungen hervorbringt, wenn sich diese Körper mit entsprechenden korpuskularen Eigenschaften in den dafür relevanten Umständen befinden. So hat zum Beispiel Feuer deshalb das Vermögen, andere Körper zu erhitzen, weil Gott im Einklang mit den von ihm erlassenen Naturgesetzen die Korpuskeln anderer Körper in Bewegung versetzt, wenn sie in die Nähe der sich sehr schnell bewegenden Korpuskeln des Feuers kommen.

Da die occasionalistische Theorie von Vermögen doch äußerst kontraintuitiv und spekulativ anmutet, ist es nicht erstaunlich, dass sie bereits in der frühen Neuzeit heftig kritisiert wurde. Die bis heute einflussreichste Reaktion auf den frühneuzeitlichen Occasionalismus stammt von David Hume, der meinte, dass wir nicht nur, wie die Occasionalisten ausführen, keinen Grund zur Annahme haben, dass die Dinge für sich in echten Kausalrelationen zueinander stehen können, sondern darüber hinaus und im Gegensatz zu den

¹⁴ Vgl. Malebranche, *Recherche de la vérité*, VI.2.3, in G. Rodis-Lewis (Hg.), *Œuvres complètes*, Bd. II, Paris: Vrin 1976, S. 309–320.

Occasionalisten mindestens genauso wenig Grund zur Annahme haben, dass Gott die Wirkungen der Dinge herbeiführt.¹⁵ Hume zog daraus die *deflationistische* Konsequenz, dass es im strengen Sinne gar keine robuste Form der Verursachung gibt. Wenn wir etwa meinen, dass ein Ereignis (wie das Stellen des Wassertopfs auf die Gasflamme) ein anderes Ereignis (wie das Erwärmen des Wassers) verursacht, so beruht das auf nichts anderem, als dass Ereignisse des einen Typs (Erwärmen) regelmäßig auf Ereignisse des anderen Typs (in die Nähe des Feuers kommen) folgen, so dass wir spontan erwarten, dass Ereignisse des einen Typs immer Ereignissen des anderen Typs folgen. Metaphysisch gesehen handelt es sich bei der Kausalität für Hume aber lediglich um eine regelmäßige Abfolge von Ereignissen. Dieses deflationistische Kausalitätsverständnis wirkt sich unmittelbar auf seine Analyse von Vermögen aus: Dass Feuer das Vermögen hat, Wasser zu erhitzen, heißt Humes Sicht zufolge nur, dass Wasser in der Regel heiß wird, wenn wir es aufs Feuer stellen, und dass wir das deshalb auch erwarten.

Doch auch Humes deflationistische Theorie der Kausalität und Vermögen ist problematisch. Eine ihrer Schwierigkeiten besteht darin, dass sie kausale Zusammenhänge zwischen Dingen und deren Vermögen nicht wirklich *erklären* kann: Man kann nur darauf verweisen, dass man schon mehrmals beobachtet hat, dass Ereignisse des einen Typs auf Ereignisse eines andern Typs folgen, aber einen tieferen Grund dafür, dass Ereignisse in der Weise aufeinanderzueinanderfolgen pflegen, gibt es für Hume nicht. Das ist einfach so: eine nackte Tatsache.

Eine solche Theorie von Vermögen, die auf nackten Tatsachen beruht, war für die frühneuzeitlichen Erzrationalisten Spinoza und Leibniz inakzeptabel. Um unsere Rede von Vermögen von Dingen befriedigend zu analysieren, schlugen sie deshalb vor, die materielle Welt der korpuskularistischen Physik auf eine metaphysisch basale Ebene zurückzuführen, die sie *dynamistisch* in Begriffen von Kräften verstanden. Ihr Grundgedanke war dabei, Dinge selbst als Formen von Kräften zu verstehen, die sich gemäß ihren eigenen Gesetzen entwickeln. Damit vertraten sie ein revisionistisches Bild der metaphysischen Beschaffenheit unserer Welt, in der es im metaphysisch strikten Sinne kein Feuer gibt, welches das Vermögen

15 So argumentierte Hume berühmterweise in seiner *Untersuchung über den menschlichen Verstand*, Stuttgart 1982, Abschnitt VII, S. 95-97.

hat, Wasser zu erhitzen. Der uns vertraute Sachverhalt ist ihrer Ansicht nach so zu analysieren, dass Feuer ein Bündel von Kräften *ist*, die aufgrund ihrer Natur andere Kräfte, die eine bestimmte Portion Wasser konstituieren, so modifizieren können, dass uns diese als warm erscheinen. Der Vorteil, Dinge selbst als Bündel von Kräften zu verstehen, liegt Dynamisten zufolge darin, dass man damit (anders als Deflationisten wie Hume) an einem robusten Vermögensbegriff festhalten kann, ohne aber (wie die Occasionalisten) den endlichen Dingen ihre kausale Wirksamkeit aberkennen zu müssen: Für Dynamisten ist es das Feuer selbst, das gemäß der ihm eigenen Natur das Wasser erhitzt, und ein genaues Verständnis der Kräfte, welche diese Gegenstände konstituieren, erklärt uns, warum das so ist.

Wie dieser kurze Überblick zeigt, forderte die mechanistische Physikkonzeption frühneuzeitliche Philosophen im Gegensatz zu ihren aristotelischen Vorgängern dazu auf, unsere verbreitete Rede von Vermögen weiter zu erklären. Einige (wie Malebranche und Hume) machten verschiedene ontologische Analysevorschlage, während andere (wie Spinoza und Leibniz) am Begriff des Vermögens oder der Kraft als explanatorischem Grundbegriff festhielten, wobei sie sich anders als ihre aristotelischen Vorgänger bemuhten, diesen Begriff mit Bezug auf die neue Naturwissenschaft (insbesondere den darin prominenten Begriff des Naturgesetzes) weiter zu erläutern.

Doch auch wenn einige frühneuzeitliche Philosophen den Vermögensbegriff für erlauterungsbedurftig hielten, hinderte sie das nicht daran, ihn seinerseits wieder für Erklärungen einzusetzen. Eine beruht gewordene und bis heute einflussreiche Anwendung des Vermogensbegriffs stammt von John Locke, der mit seiner Hilfe eine Theorie sinnlicher Eigenschaften (wie Farben, Töne, oder Geruuche) formulierte, welche die Existenz solcher Eigenschaften mit dem mechanistischen Weltbild versuhen sollte. Das Problem, das Locke damit löste, war folgendes: Der mechanistischen Hypothese zufolge sind Körper ausschließlich durch geometrische und kinematische Eigenschaften charakterisiert, so dass sie nicht als wirklich farbig, laut, leise, wohl- oder uelriechend gelten können. In welchem Sinne lässt sich dann aber sagen, dass es solche sinnlichen Eigenschaften gibt – was aufgrund unserer Wahrnehmungserlebnisse unlegbar zu sein scheint?

Frühneuzeitliche Philosophen begegneten diesem Problem, indem sie zunächst zwischen Eigenschaften, die Körpern an sich zukommen, und Eigenschaften, die Körpern nicht an sich, sondern nur in Relation zu uns zukommen, unterschieden. Ersterer nannten sie *primäre Qualitäten*; zu ihnen zählten sie Eigenschaften wie Ausdehnung, Gestalt und Bewegung. Letztere nannten sie *sekundäre Qualitäten*, worunter sie hauptsächlich sinnliche Eigenschaften subsumierten. Um die schlichte Ontologie des mechanistischen Weltbildes nicht zu gefährden, plädierten viele Mechanisten wie Galileo und Descartes dafür, sekundäre Qualitäten lediglich als *subjektive* Eigenschaften des Geistes zu verstehen. Wenn ich eine gelbe Zitrone sehe, ist es der subjektiven Konzeption sekundärer Eigenschaften zufolge verkehrt anzunehmen, dass die Zitrone selbst gelb ist. Das Einzige, was die Eigenschaft, gelb zu sein, hat, ist mein Wahrnehmungseindruck der Zitrone – und wenn ich die Zitrone gelb nenne, so ist das dem Umstand geschuldet, dass ich eine Eigenschaft meiner Wahrnehmung auf die Ursache dieser Wahrnehmung projiziere. Eine solche subjektive Konzeption sekundärer Qualitäten hält sinnliche Eigenschaften zwar erfolgreich von der mechanistischen Ontologie fern, jedoch nur zum Preis einer radikalen Irrtumstheorie der Wahrnehmung. Da uns die Wahrnehmung Körper als farbig und mit allerlei Gerüchen, Geschmücken und Klängen versehen präsentiert, täuscht sie uns systematisch. Sie präsentiert uns zum Beispiel eine reife Zitrone als gelb, obwohl eine Zitrone *qua* Körper gar nicht zur Kategorie von Dingen gehört, die überhaupt farbig sein können. Offensichtlich steht diese radikale Irrtumstheorie der Wahrnehmung in krassem Gegensatz zu unserem alltäglichen Verständnis sinnlicher Qualitäten, dem zufolge wir bei der Beurteilung der Farbe eines Körpers genauso richtig oder falsch liegen können, wie bei der Beurteilung seiner Gestalt. So wie uns eine Zitrone aufgrund einer perspektivischen Verzerrung als rund erscheinen kann, obwohl sie tatsächlich oval ist, so kann uns eine reife Zitrone in blauem Licht grün erscheinen, obwohl sie in Wirklichkeit gelb ist. Das spricht für eine *objektive* Konzeption sekundärer Qualitäten, der zufolge Körper tatsächlich sekundäre Qualitäten haben, die als Maßstab der Korrektheit unserer Wahrnehmung dienen. Mechanisten scheinen somit vor einem Dilemma zu stehen: Entweder sind sekundäre Qualitäten bloß subjektive Eigenschaften des Geistes. Dann

aber sind all unsere Wahrnehmungsurteile falsch. Oder sekundäre Qualitäten sind Eigenschaften von Körpern, in Bezug auf die unsere Wahrnehmungen als korrekt oder inkorrekt gelten. Dann aber muss man die mechanistische Hypothese aufgeben, dass Körper vollständig durch geometrische und kinematische Eigenschaften charakterisiert sind.¹⁶

Mit seiner Theorie sekundärer Qualitäten hat Locke gezeigt, dass es sich hier um ein falsches Dilemma handelt. Wie seine dispositionale Theorie deutlich macht, gibt es nämlich einen Mittelweg zwischen der objektiven und subjektiven Konzeption sekundärer Qualitäten: Locke zufolge sind sekundäre Qualitäten Vermögen von Körpern, in uns (unter Normalbedingungen) entsprechende Sinnesempfindungen hervorzurufen. Diese Position trägt der objektiven Konzeption Rechnung, insofern sekundäre Qualitäten als Vermögen von Körpern diesen selbst zukommen. Gleichzeitig wird sie der subjektiven Konzeption gerecht, insofern die Manifestationen dieser Vermögen in Form von Sinnesempfindungen in uns sind. Entsprechend ist es auch korrekt zu sagen, dass reife Zitronen gelb sind. Denn die Eigenschaft, gelb zu sein, ist nach Lockes Theorie sekundärer Qualitäten nichts anderes als das Vermögen, in uns unter Normalbedingungen Gelbempfindungen hervorzurufen – und über genau dieses Vermögen verfügt eine reife Zitrone aufgrund ihrer korpuskularen Struktur. Denn nach Lockes Theorie ergibt sich das Vermögen reifer Zitronen, in uns Gelbempfindungen hervorzurufen, genauso aus ihrer korpuskularen Mikrostruktur und der unserer Wahrnehmungsorgane, wie sich das Vermögen eines Schlüssels, ein Schloss zu öffnen, aus den Anordnungen der korpuskularen Bestandteile von Schlüssel und Schloss ergibt. (Eine zeitgenössische Variante der lockeschen Theorie von Farben als Dispositionen vertritt Mark Johnston im achten Text dieses Bandes.)

Die frühe Neuzeit war für die Metaphysik dispositionaler Eigenschaften eine ungemein reiche Epoche. Das lag insbesondere daran, dass frühneuzeitliche Philosophen den Begriff des Vermögens anders als ihre aristotelischen Vorgänger nicht länger einfach als eine Art unerklärten Erklärer einsetzen wollten, sondern sich im Rah-

¹⁶ Zu Literaturhinweisen und einer hilfreichen Darstellung der objektiven und subjektiven Konzeption sekundärer Qualitäten in der frühen Neuzeit siehe Dominik Perler und Markus Wild (Hg.), *Sehen und Begreifen*, Berlin, New York 2008, S. 29-48.

men ihrer mechanistischen Hintergrundannahmen um eine präzise und möglichst informative ontologische Analyse oder Theorie von Vermögen bemühten. Dieses Interesse an einer metaphysischen Theorie von Vermögen bricht mit Kants Projekt der Transzendentalphilosophie allerdings ab. Statt metaphysisch nach dem Wesen der Dinge zu fragen (das Kant zufolge für uns unerkennbar ist), beschäftigt sich die Transzendentalphilosophie mit der Frage nach den Voraussetzungen unserer Erkenntnis. Interessanterweise spielt jedoch gerade dafür die Reflexion auf die allgemeinen Strukturen und Grenzen unserer Erkenntnisvermögen eine entscheidende Rolle. Für Kant wird damit der Vermögensbegriff zu einem methodischen Grundbegriff, dessen ontologische Analyse nicht nur zweifelhaft, sondern für die Ziele der Transzendentalphilosophie auch völlig irrelevant ist.

Es ist somit nicht erstaunlich, dass es in den ersten hundert Jahren nach Kant kaum ein systematisches Interesse an einer Theorie dispositionaler Eigenschaften gab. Dieses setzte erst mit den logischen Positivisten wieder ein, die sich an der Beharrlichkeit dispositionaler Prädikate in den Naturwissenschaften rieben. Mit Blick auf ihre empiristische Grundüberzeugung, dass sich alles Wissen aus der Erfahrung gewinnen lassen muss, setzten sie mit ihrer Analyse dispositionaler Ausdrücke genau dort wieder an, wo Hume 150 Jahre früher aufgehört hatte. Da uns die sinnliche Wahrnehmung nur einen Zugang zu manifesten Eigenschaften zu eröffnen scheint, besteht die empiristische Herausforderung darin, unsere Rede von dispositionalen Eigenschaften, die stets auf mögliche Manifestationen verweist und somit über das unmittelbar in der Wahrnehmung Gegebene hinauszudeuten scheint, so zu analysieren, dass verständlich wird, wie wir nur aufgrund unserer Erfahrung dazu kommen können, dispositionale Zuschreibungen wie »Zucker ist wasserlöslich« zu verstehen.

Logische Empiristen wie Rudolf Carnap verfolgten das Ziel, eine Wissenschaftssprache zu entwickeln, die allein aus Beobachtungsausdrücken (also Ausdrücken, die einer direkten Beobachtung entsprechen) und logischen Ausdrücken aufgebaut ist. Zudem sollte der Aufbau von komplexeren Ausdrücken aus diesen Grundbausteinen dem Prinzip der »Verifizierbarkeit«, oder zumindest der Nachprüfbarkeit, verpflichtet sein: Alles, was kein direkter Beobachtungsbericht ist, muss den Hinweis darauf enthalten, wie

es sich durch direkte Beobachtung bestätigen oder widerlegen lässt. So schrieb Carnap in »Testability and Meaning«:

So ist die Bedeutung eines Satzes in gewisser Weise identisch mit der Art und Weise, wie wir seine Wahrheit oder Falschheit feststellen; und ein Satz hat nur dann Bedeutung, wenn eine solche Bestimmung möglich ist.¹⁷

Dispositionszuschreibungen entsprechen nun keiner direkten Beobachtung: Wer ein Stück Zucker betrachtet, sieht seine quadratische Form und weiße Farbe, wer es berührt, spürt seine körnige Struktur und seine Temperatur, aber seine Wasserlöslichkeit können wir weder direkt sehen noch spüren. Dennoch ist Wasserlöslichkeit eine für die Naturwissenschaften wichtige Eigenschaft – die Chemie etwa klassifiziert bestimmte Stoffe danach, ob und in welchem Grad sie wasserlöslich sind (zum Beispiel zeichnen sich verschiedene Salze durch verschiedene Grade von Wasserlöslichkeit aus). Entsprechend müssen Sätze wie »Dieses Stück Zucker ist wasserlöslich« eine Bedeutung haben; und da es sich dabei nicht um Beobachtungsberichte handelt, muss ihre Bedeutung also in der Art und Weise bestehen, wie wir anhand direkter Beobachtung ihre Wahrheit oder Falschheit feststellen.

Wie stellen wir fest, ob ein Stück Zucker wasserlöslich ist? Wir bringen es in die Umstände, die normalerweise die Manifestation seiner Disposition auslösen – wir legen es also in Wasser. Dann können wir überprüfen, ob die Manifestation auftritt – ob der Zucker sich auflöst. Diese beiden Elemente – das Ins-Wasser-Legen und das Auflösen darin – sind beobachtbar (wenn auch selbst vielleicht noch weiterer Analyse bedürftig). Kurz gesagt: Wasserlösliche Gegenstände zeichnen sich dadurch aus, dass sie sich auflösen, wenn sie in Wasser gelegt werden. Damit haben wir die unbeobachtbare Wasserlöslichkeit durch beobachtbare Bedingungen analysiert. Mit dieser Idee legte Carnap den Grundstein für die heute so genannte »einfache konditionale Analyse« von Dispositionen, der zufolge die Zuschreibung einer Disposition wie »Wasserlöslichkeit« mittels eines Konditionalsatzes (Wenn-dann-Satzes) verstanden werden muss. Zu sagen »Dieses Stück Zucker ist wasserlöslich«, heißt nach dieser Analyse nichts anderes, als zu sagen, dass sich dieses Stück Zucker auflöst, wenn man es ins Wasser legt. Diese einfache kondi-

17 Rudolf Carnap, »Testability and Meaning«, in: *Philosophy of Science* 3 (1936), S. 419-471, S. 420, unsere Übersetzung.